Wirtschaftliche Quellen bieten über ihre makroökonomischen Aussagen hinaus die Chance, Anhaltspunkte über den Alltag familiären Zusammenlebens zu erhalten. Die Besitzverhältnisse im 15. Jahrhundert etwa zeigen, dass weder die Übernahme noch die Aufsplitterung des elterlichen Betriebs die Regel war. Die Kinder zogen als Knechte und Mägde weg. Da sie fortan nicht mehr im selben Haushalt wohnten, brachen die sozialen Beziehungen wohl weitgehend ab, was die gelebten familiären Bindungen – im Gegensatz zum religiös begründeten Stiftungsverhalten – als eher schwach und zeitlich befristet charakterisiert. Entstand diese starke Solidarität mit den Toten gerade wegen fehlender Sozialbezüge im Verwandtschaftsverbund der Lebenden? fragt die Autorin.

Lob gebührt auch dem Anhang, der neben dem ausführlichen Quellennachweis anschauliche Tabellen und Graphiken enthält. Ob die vorliegende Arbeit als «typisch weiblich» bezeichnet werden kann, bleibe dahingestellt – jedenfalls zeichnet sie sich durch Originalität im Denken, Einfallsreichtum in Fragestellung und Auswertung und einen ausgesprochen einfühlsamen Umgang mit Quellen aus.

Iris Ritzmann, Stuttgart/Zürich

Paul, Diane B.: **Controlling human heredity, 1865 to the present.** Atlantic Highlands NJ, Humanities Press, 1995. XI, 158 p. Ill. (The control of nature series). \$ 12.50 (paper); 39.95 (cloth). ISBN 0-391-03916-4 (paper); -03915-6 (cloth).

Dieses Buch, das sich an einen weiten Kreis gebildeter Laien wendet, will die Zusammenhänge zwischen Eugenik (heute fast ein «dirty word») und Genetik erhellen. Eugenische Bestrebungen entstanden im letzten Jahrhundert weniger aus der Absicht, Supermenschen zu züchten, als aus dem Wunsch, eine negative Selektion, ungewollt durch das moderne Leben hervorgebracht, zu bekämpfen. Soziale Übel wurden als die Folge einer schlechten Erbmasse betrachtet. Durch entsprechende Zuchtmethoden sollten sie ausgemerzt werden. Familienstudien, wie jene der beiden Zweige des «Kallikak»-Stammbaums, lieferten den wissenschaftlichen Unterbau. Wer heute an Eugenik denkt, kann die Assoziation mit den Verbrechen des Dritten Reiches nicht vermeiden. Darum weist die medizinische Genetik jeden Gedanken weit von sich, sie könnte gewissermassen durch die Hintertür eines nicht staatlich verordneten, sondern gesellschaftlich erzeugten Drucks eugenische Ziele verfolgen. Und doch hat die vorgeburtliche Diagnostik unvermeidlicherweise eugenische Konsequenzen. Dabei bleibt Eugenik, um ein schon 1912 von Alfred Russel Wallace geprägtes Urteil zu zitieren, «simply the meddlesome interference of an arrogant scientific priestcraft» (S. 36). Dass die Entscheidungsbefugnis heute beim Individuum liegt und nicht beim Staat, macht sie nicht automatisch weniger gefährlich.

Jean Lindenmann, Zürich

Pichot, André: **Die Geburt der Wissenschaft. Von den Babyloniern zu den frühen Griechen.** Aus dem Französischen von Siglinde Summerer und Gerda Kurz. Frankfurt etc., Campus; Paris, Ed. de la Fondation Maison des Sciences de l'Homme, 1995. 576 S. Ill. DM 98.–; SFr. 91.–. ISBN 3-593-35348-2 (Campus).

In dem von André Pichot vorgelegten Werk wird der Versuch unternommen, die Anfänge der Wissenschaft in zweifacher Hinsicht vergleichend darzustellen. Einerseits

werden Mathematik, Naturkunde/Kosmologie und Medizin nebeneinandergestellt, andererseits wird die Entwicklung dieser Wissenschaften sowohl in den frühen Hochkulturen des Vorderen Orients und Ägyptens als auch in der griechischen Kultur aufgezeigt. Somit stellt der Autor einen hohen Anspruch an sich und den Leser, und es ist grundsätzlich als besonderes Verdienst anzuerkennen, dass Pichot den sonst üblichen Rahmen der Fachbegrenzung überschreitet, um parallele Entwicklungen der Wissenschaftsentstehung deutlich zu machen. Besonders hervorzuheben ist die hervorragende Gestaltung des Buches, die erreicht wird durch die an Geographie und zeitlicher Folge ausgerichtete Gliederung, durch orientierende Tabellen, Skizzen und Karten und nicht zuletzt durch die zahlreichen «Kasten» mit ergänzenden Quellentexten.

Wenn das Buch auch einen besonderen Platz unter den wissenschaftsgeschichtlichen Monographien beanspruchen kann, so sind gleichwohl auch kritische Anmerkungen zu machen, die sich auf Form und Inhalt, besonders auf die wissenschaftstheoretischen Vorentscheidungen beziehen, von denen der Autor ausgeht. Zunächst ist zu sagen, dass Pichot über eine parallele Darstellung, in der die Entwicklungslinien der einzelnen Wissenschaften unverbunden nebeneinander stehen, nicht hinauskommt, d.h., es gelingt ihm nicht, mögliche Beziehungen und gedankliche Zusammenhänge (z.B. zwischen ägyptischer und griechischer Medizin bzw. griechischer Naturkunde und Medizin) aufzuzeigen. Von daher entsteht trotz des vielversprechenden Ansatzes der vergleichenden Darstellung kein Gesamtbild, und die Frage nach möglichen Interdependenzen in der Wissenschaftsentwicklung bleibt unbeantwortet. Dies mag auch damit zusammenhängen, dass der Text, wie bereits ein flüchtiger Blick auf das Literaturverzeichnis zeigt, nicht auf dem zeitentsprechenden Forschungsstand geschrieben ist (ich kann dies nur für die naturkundlichen und medizinischen Teile beurteilen und muss mich zudem auf Einzelhinweise beschränken). So wird in der deutschen Ausgabe den medizinhistorischen Quellentexten des *Corpus Hippocraticum* die unkritische Übersetzung von Kapferer zugrundegelegt und damit die gesamte textkritische und -editorische Arbeit seit Diller ignoriert. Vergleicht man, um ein weiteres Beispiel zu nennen, die Darstellung der ägyptischen Medizin mit der von Grapow oder Westendorf (beide werden in der «Bibliographie» nicht genannt), so wird eine geradezu verfehlte Gesamteinschätzung der wissenschaftshistorischen Bedeutung der ägyptischen Ärzte deutlich. Da Pichot von einem sich gegenseitig ausschliessenden Verhältnis von Mythos und Wissenschaft ausgeht und in der mythisch-personifizierenden Bildsprache keinerlei rationales Element zu entdecken vermag, unterschätzt er allgemein den Beitrag der Babylonier und Ägypter zur Entstehung theoriebildender Wissenschaft und weist diesen insgesamt nur eine von den Zwängen praktischer Situationsbewältigung (Zeitrechnung, Landvermessung, Handel u.a.) bzw. eine von Mystik, Zahlenmystik und Astrologie bestimmte Vorläuferrolle zu (vgl. S. 547). Die eigentliche «Geburt der Wissenschaft» beginnt demnach für Pichot erst bei den Griechen, ist aber auch dort von einem, nach seiner Meinung dualistisch zu verstehenden, Verhältnis von Mythos und Logos bestimmt, in dem das mythische Denken eher Hindernis als Stufe zu einer rationalen Wissensbildung und Handlungsbegründung ist.

Josef N. Neumann, Halle/Saale